

Kelly Doust

AIMÉES

GEHEIMER WUNSCH

*Roman*



Aus dem Englischen  
von  
Cornelia Röser

Kiepenheuer  
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2017

Titel der Originalausgabe: *Precious Things*

© Kelly Doust 2016

First published in Australia in 2016 by HarperCollinsPublisher Australia Pty Ltd.

All rights reserved

Aus dem Englischen von Cornelia Röser

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: © Getty Images / Cat Lane Photographer

Gesetzt aus der DTL Albertina

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04987-9

## PROLOG

*Aimée: Normandie, 1891*

Mit Daumen und Zeigefinger ertastete Aimée die Mulden der nächsten Glasperle, einer silbriggrauen, die wie Quecksilber schimmerte. Sie nahm die Perle zwischen Hunderten anderen aus dem hölzernen Nähkästchen und hielt sie sich dicht vor die Augen, um den winzigen Lichtpunkt zu finden. Auf dem flachen Tischchen neben ihr lagen ihre Lieblingsutensilien: eine matt glänzend polierte Schere, ein Nadelkissen und Stickgarne in zarten Farben. Der Rosenholztisch war mit funkelnden Glassteinen und Pailletten übersät, die darauf warteten, zwischen die dunkel glänzenden Perlen gestickt zu werden.

Aimée stach eine haarfeine Nadel durch die Perlenmitte und zog einen Metallfaden in weitem Bogen durch die Öffnung. Geschmeidig wie ein Seiltänzer glitt die Perle über die Schnappseide, bis sie federnd auf dem Stoff landete.

Sie machte eine Pause und hielt den Kragen ins Licht, um ihre Arbeit zu begutachten. Von dem groben Leinenstoff war jetzt praktisch nichts mehr zu sehen, fast vollständig war er von glitzernden Verzierungen bedeckt. Als sie nach einer Stelle für den nächsten Nadelstich suchte, übte sie zu viel Druck aus und stach sich in den Finger. Leise fluchend ließ sie den Kragen auf ihren Schoß fallen, hielt den Finger ins Licht und presste

eine tiefrote Perle unter dem Fingernagel hervor. Der Tropfen fiel herab und hinterließ einen Fleck auf dem Leinen.

Sie hob den Finger an die Lippen und schmeckte die metallische Note von Blut.

## ERSTES KAPITEL

Maggie trug eine Schicht roten Lippenstift auf und warf einen prüfenden Blick in den Flurspiegel. Sie schlüpfte in ihren taillierten Reitblazer und strich sich die lockigen braunen Haare glatt.

»Das muss reichen. Himmel, ich bin spät dran ... Was meinst du, was er von mir will, Tim?« Sie nahm ihre Tasche vom Garderobenhaken.

»Mach dich nicht verrückt, du siehst toll aus. Wahrscheinlich will er dich nur für sich allein haben, der lüsterne alte Bock.« Tim zog sie an sich und drückte das unrasierte Gesicht an ihren Hals.

Maggie wich lachend einen Schritt zurück. »Hör schon auf, ich muss los.« Sie stemmte sich gegen seine breite Brust. »Ach je, jetzt hab ich dich mit Lippenstift beschmiert.« Sie fuhr ihm mit dem Finger über die Wange. »Entschuldige ... obwohl die Farbe gut zu deinen Augen passt.«

»Was willst du damit sagen?« Tim zwinkerte ihr zu.

»Vielleicht solltest du dir auch noch die Wimpern tuschen ...«

Einen Augenblick lang tat Tim so, als dächte er darüber nach, nur um sich im nächsten Moment auf sie zu stürzen und sie auf den Hals zu küssen.

»Lass das!« Lachend schob sie ihn von sich.

»Ach ja, bevor ich es vergesse: Heute Abend wird es bei mir später. Tut mir leid, Termin mit einem Kunden.«

»Kein Problem«, sagte Maggie. »Ich mache das Abendessen.«

»Danke, weltbeste Ehefrau.«

Als sie gerade in der Handtasche nachsah, ob sie ihr Handy eingesteckt hatte, kamen kleine Schritte durch den Flur gesaust, und Pearl klammerte sich mit überraschender Kraft an Maggies Bein fest.

»Mummy!«, jammerte sie.

Ihre Tochter musste eine Art sechsten Sinn haben; sie schien immer ganz genau zu wissen, wann Maggie aus dem Haus wollte, vor allem dann, wann sie spät dran war.

»Tschüss, mein Küken. Ich muss los. Wer ist das liebste kleine Mädchen auf der Welt?« Maggie bückte sich, um Pearl zu umarmen und die kleinen Ärmchen von ihrem Bein zu lösen. Doch die wollte davon nichts wissen.

»Neeiiiiin, Mummy! Geh nicht weg!«, schrie sie, zog Maggie zu sich herunter und klammerte sich verzweifelt an ihren Hals. Das feingliedrige Goldkettchen, das Maggie trug, drohte jeden Moment zu reißen.

»Tim, ich könnte hier deine Hilfe gebrauchen«, sagte sie, während in ihrem Inneren der altbekannte Ringkampf zwischen Arbeit und Familie ablief.

Tim nahm ihr Pearl ab und hielt das schreiende und wild um sich schlagende Mädchen fest. Mit einem lautlos artikulierten »Danke« winkte Maggie den beiden zu und ging rückwärts zur Haustür. »Tschüss, meine Schätze, habt einen schönen Tag. Bis heute Abend.«

Als sie die kobaltblaue Tür hinter sich zugezogen hatte, lehnte sie sich für einen Moment dagegen und wand sich innerlich, weil ihre Tochter immer lauter schrie. Wieder sah sie auf die Uhr und sprang im Laufschrift die Stufen hinunter. Pearls Ge-

schrei begleitete sie noch durch die halbe Straße, bis es bei Hausnummer siebenundsechzig endlich verstummte. Maggie verdrängte ihre Schuldgefühle und dankte dem Himmel für ihren lieben, verlässlichen Tim.

Im Geiste ging sie die endlose Liste der Dinge durch, die sie erledigen musste. Ohne das Tempo zu verringern, kramte sie in ihrer Tasche nach dem Notizbuch, um die Aufgaben durchzugehen, und schlängelte sich dabei geschickt zwischen Müttern mit Kinderwagen, trödelnden Schülern und frühen Pendlern hindurch. *Angebot von den Handwerkern einholen, Gästeliste für Tims Vierzigsten aufstellen, den riesigen Wäscheberg sortieren, bevor die Waschküche aus den Nähten platzt, Termin für ein romantisches Abendessen mit Tim finden.* Der letzte Punkt war doppelt unterstrichen und stand schon seit Monaten auf der Liste.

Maggie sah von ihrem Notizbuch auf, um im Vorbeigehen die Vorgärten zu bewundern. Die Blumenkästen quollen förmlich über von Veilchen, Geranien und festen, vom Tau benetzten Knospen in der ersten Frühlingssonne. Es war ihre Lieblingsjahreszeit, wenn London den schweren, dunklen Mantel des Winters mit jedem Tag ein Stück weiter abstreifte. Selbst das Licht veränderte sich, und die tiefhängenden grauen Wolken machten Platz für frische, klare Tage. Eine zarte Vorahnung der bevorstehenden wärmeren Monate lag in der Luft, und trotz ihrer Nervosität wegen dieses frühen Termins bei ihrem Chef wurde Maggie von einer freudigen Aufregung erfasst.

Am Blumenstand vor der U-Bahn-Station East Putney blieb sie stehen und kramte wieder in ihrer Tasche, diesmal auf der Suche nach ihrem Portemonnaie – ein paar Minuten hatte sie noch, bis ihre Bahn fuhr. Ein kleiner, gedrungener Mann tauchte aus dem Dunkel des alten Jahrmarktwagens auf.

»Ciao, Maggie!« Gino breitete herzlich die Arme aus. »Wie geht's Ihnen heute, *bella*? Schöne Jacke – und erst diese Knöpfe! Sehr elegant.« Er strich über einen der geprägten Messingknöpfe, die ihre Ärmelaufschläge aus rotem Samt zierten. Genau das liebte Maggie so an ihrem Viertel – das Gemeinschaftsgefühl. Und Ginos Stand war fantastisch. Maggie begann die Woche gern mit einem Blumenstrauß auf dem Schreibtisch, und bei Gino waren sie immer am frischesten. »Was darf es denn heute für Sie sein?«

Ihr Blick fiel auf einige altrosa Päonien und weiße Rosen auf der Ladentheke – ihre Lieblingsblumen –, doch sie ermahnte sich, heute endlich einmal etwas anderes auszuprobieren.

»Wie wäre es mit diesen hier?« Gino zog einen Bund aus dem Eimer zu seinen Füßen. »Eine außergewöhnliche Farbe. Ein neuer Händler auf dem Großmarkt. Ich habe sie heute Morgen selbst ausgesucht und sofort gedacht: *Die würden Maggie gefallen.*«

»Oh, danke – hm, lassen Sie mal sehen.« Sie tat so, als würde sie die blassgrünen Hortensien, die Gino anpries, in Erwägung ziehen. Mit ihren violetten und grünen Streifen erinnerten sie die Blütenblätter vage an ein Potpourri; Maggie hasste Potpourris ... vor allem den muffigen, angestaubten Geruch, den sie verbreiteten. Aber sie brachte es nicht übers Herz, Gino zu enttäuschen. »Wunderhübsch.« Sie strahlte ihn an. »Die nehme ich.«

Gino lächelte stolz. »Ich wusste, sie würden Ihnen gefallen, *bella*. Macht fünf Pfund. Für Sie geh ich ein bisschen runter.«

»Vielen Dank, Gino.« Sie musste sich zwingen, nicht ungeduldig von einem Bein aufs andere zu treten, während er die Hortensien überaus sorgfältig in Packpapier einwickelte und mit einem Band verschnürte.



Maggie rannte die Stufen hinunter und erreichte den Zug der District Line in letzter Sekunde, bevor sich die Türen schlossen. Seufzend ließ sie sich auf einen Sitzplatz sinken. Während die Bahn die Schienen entlangruckelte, sah Maggie wieder auf die Uhr. Verdammt, das wurde knapp. Als die Bahn ohne ersichtlichen Grund für zehn Minuten stehen blieb, um danach im Schritttempo weiterzufahren, konnte sie ein entnervtes Stöhnen nicht unterdrücken. Ein Banker in Nadelstreifen, der in seiner ordentlich gefalteten Times gelesen hatte, sah überrascht zu ihr auf, ein Lachen blitzte in seinen Augen. Maggie lächelte zurück und gab dann vor, sich außerordentlich für die Blumen auf ihrem Schoß zu interessieren.

So ganz hatte sie das U-Bahn-Fahren hier noch immer nicht begriffen. Die Totenstille und steife Zurückhaltung, als würde man nicht bemerken, dass in einer Ecke des Waggons der eigene Nachbar saß und leise weinte, oder dass sich einem die Einkaufstasche des anderen ins Knie bohrte ... Manchmal wollte sie am liebsten lauthals singen, einfach nur, um ein bisschen Leben in die Sache zu bringen. Einmal mehr rief sie sich in Erinnerung, was für ein Glück sie gehabt hatte, hier in der Hauptstadt Fuß fassen zu können. Ein hübsches Zuhause, ein guter Job, tolle Freunde – sie und Tim konnten wirklich dankbar sein. Aber was um alles in der Welt mochte Bonningham heute Morgen von ihr wollen?

Als ihr autokratischer Chef ihr gestern am späten Abend geschrieben hatte, er wolle sie heute in aller Frühe sprechen, hatte Maggie sofort panische Schlüsse gezogen. *Das können nur schlechte Nachrichten sein*, hatte sie gedacht und sich seitdem unaufhörlich um ihre Hypothek gesorgt und um die Aufstockung, die sie gerade erst wegen der Renovierung beantragt hatten ...

Maggie zupfte an den Knötchen an ihrem Jackenärmel und versuchte die Gedanken an die Arbeit wenigstens für ein paar Minuten aus dem Kopf zu bekommen.

Am Notting Hill Gate stieg sie in die U-Bahn zur Bond Street und hetzte dann, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zum Ausgang hinauf. Die Hortensien die ganze Zeit über fest an die Brust gedrückt, schlängelte sie sich geschickt zwischen den Pendlerströmen hindurch und betrat Punkt halb acht das Auktionshaus Bonningham's – in Gedanken bei der kompromisslosen Haltung, die ihr Chef zum Thema Unpünktlichkeit vertrat. Sie ließ ihre Handtasche auf den Schreibtisch fallen und strich sich die Haare glatt. Um sich zu beruhigen, tastete sie nach dem Medaillon, das sie an einer langen goldenen Kette um den Hals trug, und rieb es zwischen den Fingern. Erst als sie vor dem holzvertäfelten Eckbüro ihres Chefs stand und schon die Hand zum Anklopfen erhoben hatte, fiel ihr auf, dass sie in der anderen Hand immer noch die Blumen hielt.

»Margaret? Sind Sie das? Kommen Sie doch rein.«

*Nein, nein, nein*, dachte sie. Suchend sah sie sich nach einem Platz für den Strauß um, doch es war zu spät.

»Entschuldigung, Mr Bonningham.« Sie öffnete die Tür. Das Ziffernblatt über seinem vornehmen silbergrauen Haarschopf zeigte 7:33 Uhr.



Als sie später in ihrem Büro saß, konnte Maggie sich an nichts von dem erinnern, was in der letzten Stunde geschehen war. Offenbar war die Besprechung mit Bonningham vorüber, und sie musste durch den Flur in ihr eigenes, deutlich kleineres

Büro gegangen sein (ein Büro ohne Fenster, nur mit Blick auf das Kopiergerät im Flur). Irgendwann musste sie sich eine Tasse Tee gekocht haben, denn die stand neben ihr auf dem Tisch und war unterdessen eiskalt geworden. Die Blumen, die sie heute Morgen gekauft hatte, standen in einer hübschen, handbemalten Vase ebenfalls auf dem Tisch, aber Maggie konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, irgendetwas davon getan zu haben.

Vom Gespräch mit Bonningham schwirrte ihr immer noch der Kopf. Der Mann hatte das Talent, sie immer wieder aus der Fassung zu bringen.

»Sie müssen wissen, dass ich Sie schon seit einiger Zeit als eine Art Protegé betrachte«, hatte er ohne Vorrede gesagt, kaum dass sie sich gesetzt hatte. Bonningham redete nie lange um den heißen Brei herum.

»Entschuldigung?«, fragte Maggie. Die großen Mahagonivitrinen, randvoll mit kostbaren Antiquitäten, beeindruckten sie jedes Mal aufs Neue. Sie kam nur selten ins Büro ihres Chefs, und bei diesen Gelegenheiten konnte sie nicht widerstehen, sich von den Schätzen ablenken zu lassen. Spanische Dublonen, eine der ersten Winchester-Büchsen, die je hergestellt worden waren, ein zerbrochenes Steinrelief – ein Originalstück aus den Elgin Marbles, wenn die Papiere die Wahrheit sagten ...

Seit sieben Jahren war Maggie Gutachterin und Auktionatorin im Auktionshaus Bonningham's. Das war kein alltäglicher Job; sie war ein bisschen Mädchen für alles und ein bisschen Führungskraft, aber die Arbeit hatte auch etwas herrlich Unberechenbares an sich. An einem Tag konnte man im Hintereingang eines Landsitzes, in dem sonst nur eine bunte Sammlung von Regenschirmen und Spazierstöcken aufbewahrt wurde,

eine Sèvres-Vase entdecken und am nächsten staubige alte Bücher begutachten, die im besten Fall zwei Pfund wert waren. Maggie liebte die Schatzsucher-Momente ihrer Arbeit genauso wie den Wankelmut des Glücks, und es gefiel ihr, dass am Ende jeder Auktion alles wieder von vorn begann. Jeden Montagmorgen war der Auktionssaal bei Bonningham's wieder leer und bereit für einen Neubeginn. Dieses Muster kam Maggies stetigem Bedürfnis nach Erneuerung entgegen: Man nahm etwas Altes und Abgenutztes und ließ es mit ein bisschen Liebe und geschickter Inszenierung wieder neu und begehrenswert erscheinen.

»Die Geschäfte gehen gut«, fuhr Bonningham fort und klopfte zur Bekräftigung mit dem Füller auf die lederne Schreibtischunterlage. »Dank Ihnen laufen die Auktionen wie am Schnürchen, und außerdem haben Sie die ganzen neuen Systeme wie den Onlinekatalog und die Datenbank eingeführt. Nur deshalb sind wir im Moment noch wettbewerbsfähig. Sicher ist Ihnen bewusst, dass wir ohne Sie ganz anders dastünden.«

An dieser Stelle wurde Maggie rot und wusste nicht recht, ob sie ihm zustimmen oder lieber schweigen sollte. »Danke«, sagte sie verlegen.

Bonningham ließ seinen Füller auf den Tisch fallen und beugte sich vor. »Und deshalb biete ich Ihnen eine neue Position an: leitende Auktionatorin. Sie wären ab sofort für den Auktionssaal verantwortlich. Wie hört sich das an?«

*Protegé? Beförderung?*, dachte Maggie wie benommen. Sie hatte keine Ahnung gehabt, dass ihr Chef so große Stücke auf sie hielt. Die meiste Zeit war dieser Mann absolut undurchschaubar, und jetzt sagte er ihr, dass er ihre Arbeit bewunderte?

»Manche Auktionen würde ich auch weiterhin leiten – das jährliche Kunstfestival und die edlen Weine«, fuhr er fort, »aber hauptsächlich würde ich mich auf meine Aufgaben als Vorstandsvorsitzender konzentrieren.«

Maggie nickte und versuchte, den wachsenden Kloß in ihrem Hals hinunterzuschlucken. Warum wurde sie auf einmal so ... emotional? Die Vorstellung, mehr Arbeit zu übernehmen, war beängstigend – schon jetzt hatte sie das Gefühl, kaum noch hinterherzukommen. Doch daran lag es nicht. Harte Arbeit hatte sie noch nie gescheut. Aber da war diese leise Stimme in ihrem Kopf, die fragte: *Bist du wirklich bereit dafür? Hast du das verdient?* Es war die kritische, verletzende Stimme ihrer Mutter.

Bonningham musste ihr Zögern gespürt haben, denn er runzelte die Stirn. »Ich bin ja trotzdem noch da«, sagte er und musterte sie dabei von Kopf bis Fuß, als würde er überlegen, ob er sich in ihr getäuscht hatte. »Und ich kann Sie bei der Personalführung und solchen Dingen beraten, bis Sie sich eingefunden haben.«

Maggie sah ihn ausdruckslos an, und Bonningham erwiderte den Blick mit leicht gehobenen Mundwinkeln. »Darf ich Ihr Schweigen als ein Ja deuten?«

Erschrocken riss Maggie sich zusammen. »Ja, natürlich, ja«, sagte sie schnell. Was hätte sie auch sonst sagen sollen? »Das ist fantastisch, vielen Dank ...«

»Gut, gut.« Bonningham lächelte.

Ihr Enthusiasmus hatte seine Wirkung nicht verfehlt, aber plötzlich wurde ihr ein bisschen schwindelig. *Mein Gott, was habe ich getan?*

»Nun, dann fangen wir am besten gleich an«, sagte er ener-

gisch. »Ich gebe es heute noch bekannt, und dann sprechen wir einige Arrangements durch. Und jetzt legen Sie diese vermahlenden Blumen weg und holen sich was zum Schreiben. Na los, Maggie, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

Gemeinsam stellten sie eine Liste der Dinge auf, die erledigt werden mussten; Maggie war wie betäubt und wurde dieses Gefühl den ganzen Vormittag nicht wieder los.

Jemand klopfte an ihre offen stehende Bürotür. »Hey – hatten Sie ein schönes Wochenende?«, fragte Zac, einer der Langzeitpraktikanten, den sie mit ihrem verschwindend geringen Personalbudget hauptsächlich dafür eingestellt hatte, den Bestand vor den wöchentlichen Auktionen zu organisieren. Er war ein netter Kerl, aber leider auch ein hoffnungsloser Fall. Oft dachte Maggie insgeheim, sie könnte so manche Aufgabe mit deutlich weniger Aufwand selbst erledigen, statt ihm alles zu erklären, damit er es dann nur zur Hälfte ausführte.

»Was soll ich mit diesem Los vom Freitag machen, Chefin?«, fragte er mit einem Blick auf den abgewetzten Pappkarton in seinen Armen. Über den Rand hingen ein paar gehäkelte Tischdecken und zerknitterte Wäschestücke, die Maggie vielversprechend erschienen waren. Für fünfzig Cent über dem Mindestgebot von fünf Pfund hatte sie sich das Los selbst gesichert.

»Stellen Sie es einfach hier ab. Danke, Zac.« Sie zeigte auf eine freie Stelle neben ihrem Schreibtisch.

Sie liebte es, Ramschposten nach alten Sachen zu durchforschten. Sicher, manchmal enthielten sie nichts als Müll, doch im Laufe der Jahre hatte sie auch schon so manchen wahren Schatz entdeckt. Wie zum Beispiel die durchsichtige Lucite-Handtasche ohne einen einzigen Kratzer, immer noch in der 1950er Originalverpackung von Saks Fifth Avenue in New York. Mag-

gie wusste, dass diese Tasche mindestens fünfhundert Pfund einbringen würde, aber sie bewahrte sie auf, um sie eines Tages an Pearl weiterzugeben.

Bei der Vorstellung, ihrer Tochter solche wunderschönen, kostbaren Schätze wie diese Tasche zu vermachen, wurde ihr innerlich ganz warm. Sie besaß keine nennenswerten Familienerbstücke, und deshalb sollten solche Stücke Maggies Vermächtnis sein. Etwas, das ihre Tochter in Ehren halten oder eines Tages sogar verkaufen konnte, wenn es die Situation erforderte. Und wenn die Tasche schon jetzt so wertvoll war, konnte Maggie nur ahnen, was sie erst in zwanzig oder dreißig Jahren einbringen würde. Dennoch hoffte sie, dass Pearl die wunderschöne ovale Handtasche – mit winzigen Goldbarren und einem geätzten Sternmotiv auf dem festen Überschlag – nicht nur als Investition sehen würde. In Wahrheit, wenn sie ganz ehrlich zu sich war, hoffte sie, dass Pearl begreifen würde, was es wirklich mit dieser Sammlertasche auf sich hatte, und dass sie darüber auch ihre Mutter verstehen würde: ihre unsterbliche Liebe zu alten Dingen und den Respekt, den sie vor der handwerklichen Leistung und der Geschichte solcher erlesenen alten Objekte empfand. Ein solches Verständnis mit ihrer Tochter wünschte sie sich mehr als alles andere, weil es so etwas zwischen ihr und ihrer eigenen Mutter nie gegeben hatte.

Ein neuerliches Klopfen an der Tür riss Maggie aus ihren Träumereien. Diesmal war es die Büroleiterin Judy, die einen Stapel Manilamappen unter dem Arm trug und aussah, als wäre sie gerade auf dem Weg ins Archiv. Judy arbeitete seit fast zwanzig Jahren für die Firma. Die meisten Leute nahmen kaum Notiz von ihr, doch etwas an ihrer verblühten Schönheit und ihrer stillen Selbstsicherheit ließ Maggie vermuten, dass

sie und Bonningham irgendwann einmal, vor langer Zeit, mehr als nur Kollegen gewesen waren. Auf jeden Fall kannte sie das Geschäft in- und auswendig, und mit Sicherheit gab es im Haus nicht ein einziges Geheimnis, in das sie nicht eingeweiht war.

»Und, meine Liebe?« Judy strich sich einige graue Haarsträhnen aus dem Gesicht. »Was wollte Bonningham?«

Als Maggie zögerte, beugte Judy sich zu ihr herab, um sie gründlich zu mustern. Sie runzelte die Stirn. »Geht's dir gut? Du siehst ein bisschen blass aus. Du bist doch nicht etwa ...?«

»Nein, nein«, sagte Maggie schnell. »Definitiv nicht.« Warum glaubte nur jeder, wenn man ein kleines Kind hatte, würde man kurz danach das nächste planen? »Könntest du kurz die Tür zumachen, Jude? Mir geht's gut. Es ist nur, na ja ... Bonningham hat mir gerade eine Stelle als leitende Auktionatorin angeboten.« Sie zog ungläubig die Augenbrauen hoch.

»Wirklich? Das sind ja tolle Nachrichten!«, rief Judy. »Wo ist dann das Problem? Du siehst ein bisschen überwältigt aus ... Ach, natürlich.« Judy setzte sich. »Es ist wegen Tim.«

»Er wird es akzeptieren, denke ich«, sagte Maggie zögerlich. Sie dachte an ihren Mann, der trotz seines oft hitzigen Gemüts einen starken moralischen Kompass besaß und in fast jeder Lage ein sicheres Gefühl dafür hatte, was zu tun war. Ganz im Gegensatz zu ihr. »Nur hat er erst vor Kurzem mit diesem großen Projekt angefangen, und wir hatten uns darauf geeinigt, dass ich bei der Arbeit etwas kürzertreten würde ...« Sie biss sich auf die Lippe. »Ach Mensch, so sehr ich diese Stelle auch will, aber das Timing ist einfach mies. Pearl kriegt mich jetzt schon so selten zu Gesicht, und dann ist da noch Stella, die sich gerade auf den Schulabschluss vorbereitet. Dieses Jahr müssten wir uns eher mehr um sie kümmern, nicht weniger.« Sie schüt-



telte den Kopf. »Nicht zu glauben, dass das ausgerechnet jetzt passiert.«

Maggie wusste, dass die lang ersehnte Beförderung viel zusätzliche Arbeit an den Abenden und Wochenenden mit sich bringen würde, aber Tim und sie stießen schon jetzt fast an ihre Belastungsgrenzen. Warum musste nur immer alles auf einmal passieren? Als sie damals, vor fast fünf Jahren, von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, war es dasselbe gewesen.

Sotheby's hatte sie für eine neue Position als Textilexpertin angeworben. Sie war gerade dreißig geworden (ihre unausgesprochene persönliche Deadline, um beruflich etwas zu erreichen), doch als der Schwangerschaftstest positiv ausfiel, musste sie die Stelle ablehnen; es war zu riskant, irgendwo neu anzufangen, nur um sich gleich wieder beurlauben zu lassen, wenn das Baby auf die Welt kam. In einer so kleinen Branche war der Ruf alles – das war es einfach nicht wert. »Wir müssen uns jetzt auf unsere Familie konzentrieren«, hatte Tim gesagt, und er hatte recht gehabt.

Maggies Arbeit war ihre Leidenschaft, und sie wusste, dass sie gut darin war. Sie hatte ein Händchen dafür, die schönsten und kostbarsten Stücke aufzuspüren, und ein schon beinahe unheimliches Gespür für deren unbekannte Vergangenheit. Für die kurze Zeitspanne, bis diese Schätze einen neuen Besitzer fanden, fühlte sich Maggie wie ihre Hüterin oder eine Art Ehevermittlerin, die sie mit den Menschen zusammenbrachte, die sie künftig lieben würden. Das wurde ihr nie langweilig. Auch die Auktionen mochte sie; immer wenn sie eine Versteigerung leitete, hatte sie das Gefühl, in eine andere Rolle zu schlüpfen und ein selbstbewussterer und professionellerer Mensch zu sein. Eine Expertin auf ihrem Gebiet.

»Du hast dir diese Stelle wirklich verdient, Maggie, und das weißt du auch.« Judy tätschelte ihr die Hand. »Und du wirst ein Star, ganz bestimmt.«

»Danke«, sagte Maggie, lächelte mit zitternden Lippen und spürte das verräterische Brennen von Tränen in den Augen.

»Tja, ich kann nicht den ganzen Tag hier rumsitzen und plaudern«, sagte Judy energisch und drückte die Mappen an sich. »Ich sollte mich lieber wieder an die Arbeit machen. Heute Morgen steht das Telefon überhaupt nicht still.« Sie wandte sich zum Gehen, warf Maggie aber noch einen Blick über die Schulter zu. »Mittagessen bei Pret?«

»Oh ja, gern.« Maggie richtete sich auf und lächelte Judy an, als diese die Tür hinter sich zuzog.

Doch kaum war die Tür geschlossen, sackte sie in sich zusammen und seufzte. Warum war sie bloß so aufgewühlt? Sie sollte Luftsprünge machen, statt den Tränen nahe zu sein. Ihr Blick fiel auf die Vase mit den Hortensien auf ihrem Schreibtisch, die gleich neben einer kleinen Fotogalerie stand. Die meisten Bilder zeigten Tim und Pearl, aber es waren auch ein paar von Maggies Jugendfreundin Kate und deren Eltern darunter, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Maggie verdrängte die altvertrauten Schuld- und Schamgefühle, nahm ein kleines, silbergerahmtes Foto in die Hand, auf dem Tim die winzige Pearl auf dem Arm hielt, und dachte an die ersten Monate nach der Geburt ihrer Tochter zurück.

»Was sollen wir nur machen, Tim?«, hatte sie gejammert, so erschöpft von den vielen schlaflosen Nächten, dass sie die Augen kaum noch aufbekam.

»Ohrstöpsel tragen?«, hatte er gesagt. Er war genauso ratlos wie sie, aber weniger beunruhigt. Sie mussten erst in ihre El-

ternrolle hineinwachsen; zwar hatte Tim das Ganze schon einmal mit Stella durchgemacht, doch das lag schon so lange zurück.

Maggie hatte das Gefühl, steuerlos auf dem Wasser zu treiben. Dieses winzige Menschlein, das über ihre Tage und Nächte bestimmte, war wie eine sehr kleine, übellaunige Diktatorin, die stets dann ihr Missfallen zum Ausdruck brachte, wenn gerade für kurze Zeit Ruhe eingekehrt zu sein schien. Tim hatte schon immer gut mit Stress umgehen können, während Maggie sich fortwährend fragte, ob sie auch das Richtige tat. Und in diese Unsicherheit mischten sich ihre Bedenken in Bezug auf die Arbeit. In den ersten Monaten nach Pearls Geburt machte sie sich praktisch ununterbrochen Sorgen: Sollte sie versuchen, einen Vollzeitjob mit der Mutterschaft unter einen Hut zu bringen? Oder lieber zu Hause bleiben, auch wenn die Familie dann von nur einem Einkommen leben musste? Sollte sie ihren beruflichen Erfolg ausbauen, oder wäre sie dann nicht die Art Mutter, die sie immer hatte sein wollen? Eine Teilzeitstelle bei Bonningham's war nicht möglich, und ihre Arbeit ganz aufzugeben, kam für Maggie gar nicht erst infrage. Sie musste an ihre Mutter denken, die sich damals dafür entschieden hatte, zu Hause zu bleiben, und darüber sehr unglücklich geworden war. Aber für ihr Dilemma fand Maggie einfach keine ideale Lösung.

»Wenn du arbeiten willst, arbeite«, war Tims Rat, pragmatisch wie immer. »Tu das, was gut für dich ist. Ich möchte nur nicht, dass du dich verrückt machst, weil du dich überfordert fühlst.«

Und er hatte recht. Tim war ihr Fels in der Brandung und immer da, um ihr Halt zu geben. Als Pearl schließlich fünf Monate alt wurde, gab Maggie sie in die Kindertagesstätte von

Tims Firma und fing wieder bei Bonningham's an. Zuerst fühlte sie sich scheußlich, als sie in ihr etwas zu enges und ein wenig kratziges Kostüm aus Vor-Baby-Zeiten schlüpfte und aus dem Haus ging. Doch später bei der Arbeit war es ein schönes Gefühl zu wissen, dass sie die nächsten sieben Stunden das tun durfte, was sie liebte.

Das war jetzt fast vier Jahre her, und Pearl war zu einem willensstarken, lebhaften kleinen Mädchen herangewachsen. Jedes Mal wenn Maggie an sie dachte, zog sich ihr Herz vor Liebe und Schuldgefühlen zusammen. Sie wollte arbeiten *und* mehr Zeit mit ihrer Tochter verbringen. Warum konnte sie nicht beides haben? Aber eine einfache Lösung gab es dafür nicht. Manchmal hatte Maggie den Eindruck, die Balance zwischen Arbeit und Familie war genauso empfindlich – und konnte unter Belastung genauso leicht kaputtgehen – wie das Goldkettchen an ihrem Hals.

Sie strich mit den Fingerspitzen über die Gesichter von Tim und Pearl in dem silbernen Bilderrahmen – ihre Familie. O Gott, wie sie die beiden liebte. So sehr, dass sie manchmal glaubte, sie würde sterben, wenn ihnen irgendetwas zustieße. Nach dem holprigen Start mit Pearl hatte es gerade so ausgesehen, als würde nun alles einfacher werden – und dann war Stella bei ihnen eingezogen.

Tims Tochter aus einer früheren Beziehung hatte vor einigen Monaten bei ihnen vor der Tür gestanden und Maggie ein wenig an eine streunende Katze erinnert. Die Augenbrauen zu einer pantomimischen Darstellung rasender Wut zusammengezogen, hatte sie Maggie einfach aus dem Weg geschoben und war in ihren klobigen schwarzen Stiefeln an ihr vorbeigestapft.

»Dad! Dad!«, rufend war sie durch den Flur in ihr Haus und ihr Leben gepoltert, als hätte jemand einen Felsbrocken in einen Teich geworfen, der nach einem heftigen Sturm endlich zur Ruhe gekommen war.

Stella, die mit ihren dunklen Augen, den langen, blassen Gliedmaßen und ihren blauschwarzen Locken an eine französische Chanteuse erinnerte. Stella mit ihren Jungsgeschichten, ihren kurzen Röcken und den Zigaretten, von denen sie glaubte, Maggie und Tim wären so blöd, sie nicht zu bemerken. Mit ihrer kolossal schlechten Laune. Wenn Stella ausnahmsweise mal eine angenehme Gesellschaft war, hieß das in der Regel, dass sie etwas wollte: Geld für ein All-Age-Musikfestival, für eine Shoppingtour durch die Modeläden in der Oxford Street oder jemanden, der sie zu einem Treffen mit ihren genauso aufässigen Freundinnen fuhr. Stella betrachtete Maggie mit der Art Verachtung, die man üblicherweise einem alten, stark müffelnden Hund entgegenbringt, der einem das Gesicht lecken will.

Als auf ihrem Bildschirm eine E-Mail erschien, stellte Maggie das Foto zurück. Die Mail war von Bonningham, und in der Betreffzeile stand eine Telefonnummer. *Rufen Sie Eloise Thompson an, Producer bei Channel 4. Sie sucht für »Guten Morgen« einen Gutachter, der ein Statement zur Kostümversteigerung letzte Woche abgibt. Sehr wichtig, dass das klappt.*

Verblüfft lehnte Maggie sich zurück. Das war der unmittelbare Beweis, dass Bonningham ihr wirklich vertraute: So viel öffentliche Aufmerksamkeit war eine riesengroße Sache. Während Sotheby's und Christie's ihre Kunden und die Medien allein mit ihrem Namen beeindrucken konnten, musste sich Bonningham's seine Kunden vergleichsweise hart erarbeiten,

sie umschmeicheln und umwerben, damit sie sich von ihren Schätzen trennten. Bei Journalisten oder Fernsehleuten – dem Heiligen Gral! – war es sogar noch schwieriger.

*Na dann*, dachte Maggie, nahm den Hörer ab und warf noch einen letzten Blick auf das Foto von Tim und Pearl, während sie bereits die Nummer wählte. *Nur kein Stress.*



Einige Stunden später, nach der Wilkinson-Versteigerung am Vormittag, hatten sich Maggies Pläne, den Papierkram aufzuarbeiten, so schnell verflüchtigt wie das falsche Lächeln von Suzanne Wilkinson. Anstelle des Mittagessens mit Judy hatte sie sich in der kleinen Teeküche bei Bonningham's eine Tasse Instantsuppe heiß gemacht und die Inventarliste in die Bücher übertragen. Sie musste schnell die Bestände neu arrangieren, bevor sie ein langes, umständliches Telefonat mit einer älteren Dame führte, die wissen wollte, wie viel sie für ihre »antiken« John-Lewis-Bücherregale und Sammlereditionen von Salz- und Pfefferstreuern bekommen würde.

Es hatte Maggie ziemlich zugesetzt zu sehen, wie sehr sich die Wilkinsons bemühten, während der Auktion zivilisiert miteinander umzugehen. Als Personen des öffentlichen Lebens, die mitten in einer hässlichen Scheidung steckten, machten sie im Streit keine Gefangenen. O Gott, diese Boshaftigkeit erinnerte sie an ihre eigenen Eltern – und von diesem Gedanken hatte sie pochende Kopfschmerzen bekommen, die sich auch mit Aspirin nicht vertreiben ließen.

»Unterschreiben Sie bitte einfach hier«, sagte sie nach der Auktion zu Suzanne Wilkinson. Das verkniffene, schönheits-

operierte Exmodel in Kamelhaar-Twinset und Perlenkette strich mit dem Finger über die Inventarliste mit den vielen kleinen Häkchen in der Spalte *Verkauft*. Sie wirkte zutiefst unbeeindruckt, obwohl Maggie drei- oder viermal so hohe Gebote erzielt hatte, wie sie ursprünglich als Schätzung angegeben hatte.

»Ich fange heute Nachmittag mit der Bearbeitung an, und am Montagmorgen müsste unsere Buchhaltung das Geld abzüglich unserer Provision auf Ihr Konto überweisen«, erklärte Maggie der Kundin und schob die Unterlagen zu ihr hinüber.

»Gott sei Dank. Ich muss die Rechtsanwälte bezahlen«, murmelte Suzanne. Nachdem sie ihre Unterschrift auf das Blatt gekritzelt hatte, warf sie einen Seitenblick auf Maggie. Mit ihrem knochigen Finger deutete sie auf deren linke Hand und fragte in säuerlichem Ton: »Ist das ein Ehering?«

»Ja«, antwortete Maggie. Den glänzenden Citrin-Cocktailring hatten sie und Tim gemeinsam in einem wunderschönen alten Antiquitätenladen in der Nähe von St. James ausgesucht.

»Wie lange sind Sie verheiratet?«, fragte Suzanne, während Maggie aufstand und ihre Sachen zusammenpackte.

»Zehn Jahre.« Es widerstrebte Maggie, noch mehr zu sagen.

»Warten Sie nur ab, irgendwann schauen sie sich alle nach was Neuem um.« Dabei zog Suzanne auf eine Art die Augenbrauen hoch, für die Maggie sie hasste.

Maggie wandte sich ab, vorgeblich, um einen Mitarbeiter vorbeizulassen, der sich mit einem geschnitzten indischen Hochzeitsstuhl abmühte, aber auch, um ihren unwillkürlichen Anflug von Empörung zu verbergen. *Nicht Tim*, sagte sie zu sich. *Lass uns bloß niemals so giftig und verbittert werden wie die Wilkinsons*. Sie munterte sich mit dem Gedanken daran auf, wie liebevoll und geduldig er in letzter Zeit gewesen war. Letztes

Wochenende, als er bemerkt hatte, wie angespannt sie wegen einer großen Auktion gewesen war, hatte er die Mädchen zu einer Vormittagsvorstellung ins National Film Theatre eingeladen und war anschließend mit ihnen zum London Eye gefahren, damit Maggie sich in die Arbeit stürzen konnte. »Du bist mein Märchenprinz«, hatte Maggie gesagt. Sie hatte dabei gelacht und ihm einen Kuss auf die Stirn gedrückt, aber natürlich hatte sie es ernst gemeint, weil es eben die Wahrheit war.

Sie sah auf die Uhr. Wenn sie jetzt aufbrach, konnte sie noch vor Tim und Pearl zu Hause sein. Vielleicht konnte sie sogar zwanzig Minuten in der Badewanne dazwischenschieben. Ein schönes, heißes Bad half ihr immer, ihre Gedanken zur Ruhe zu bringen und den Stress eines anstrengenden Tages abzuschütteln. Anschließend könnte sie sich bei einem Glas Wein mit Tim zusammensetzen und über diese Beförderung sprechen.

Plötzlich überkam sie der Wunsch, ihre Mutter anzurufen. Solche Ereignisse, dachte sie, sollte man doch mit seinen Eltern teilen: berufliche Erfolge und Beförderungen. Ohne weiter darüber nachzudenken, griff sie zum Telefon.

»Ja?«, drang die schneidende Stimme aus dem Hörer. Maggie sah ihre Mutter förmlich vor sich, wie sie mit unzufriedener Miene in dem alten Wohnzimmer stand.

»Mum? Hi, ich bin's.«

»Oh, Margaret. Warum rufst du an?«

»Äh ...« Maggie sackte in sich zusammen. Ihre Stimme wurde leiser, und sie fühlte sich wieder wie mit zwölf. »Ich wollte nur Hallo sagen.«

»Wie nett«, sagte ihre Mutter, doch es klang, als würde sie genau das Gegenteil meinen. »Aber es passt gerade ganz



schlecht. Dein Vater zieht wieder seine alte Masche ab, und was meinst du, wer sich mit den Konsequenzen rumschlagen darf? Ich natürlich. Dreimal wurde diese Woche schon aufgelegt, wenn ich ans Telefon gegangen bin. Tja, er wird schon sehen, dass er so nicht mit mir umspringen kann ...« Maggie hörte sich die Schimpftiraden über die Verfehlungen ihres Vaters an, und als sie schließlich auflegte, fühlte sie sich erschöpfter als in der ganzen letzten Woche.

Sie schob ihren Stuhl vom Schreibtisch zurück, rieb sich die Augen und hatte schon nach ihrer Tasche gegriffen, als ihr Blick auf den Karton fiel, den Zac heute Vormittag vorbeigebracht hatte. Einem Impuls folgend, ließ sie die Tasche wieder fallen. Fünf Minuten hatte sie noch, sie würde nur einen ganz kurzen Blick riskieren. Eigentlich konnte sie im Moment wirklich nicht noch mehr Textilien gebrauchen, um sie zu Hause zu reinigen und auszubessern, aber einem schönen alten Stück Stoff konnte sie einfach nicht widerstehen. Und da war diese Bank vor der weiß getünchten Wand in ihrem Garten, auf der ein paar bunte Kissen im Sommer bestimmt besonders schön aussehen würden ...

Maggie durchstöberte den Karton und inspizierte ihre Beute. Da war eine Bahn Paisleystoff, der allerdings bis auf wenige Stellen stark verschmutzt war. Aber vielleicht konnte sie ein paar Reste für Pearls Quilt retten. Und die vergilbte Spitze, die sie als Nächstes hervorholte, würde sich fantastisch auf dem Samtessel im Schlafzimmer machen, wenn sie erst wieder schneeweiß war.

Während Maggie den Inhalt des Kartons in »retten« und »entsorgen« aufteilte, stieg ihr der düstere Geruch von Patschuli entgegen. Inzwischen hatte sie entdeckt, dass sich ganz unten

in der Schachtel etwas an den Bodenklappen verfangen hatte. Ein angegrautes Stück Leinen, zusammengeballt zu einem steif wirkenden Knäuel. Da sie in Ramschposten schon auf so manch Widerwärtiges gestoßen war – fleischfarbene Prothesen und künstliche Gebisse, Servietten mit Essensresten und einmal sogar eine eklige, abgetragene Männerunterhose mit Eingriff – nahm Maggie einen Bleistift vom Tisch, um das zerknitterte Stück Stoff vorsichtig vom Karton zu lösen.

Sie wollte das schmutzige Ding schon auf den Entsorgen-Stapel legen, als ihr Blick an ein paar vereinzelt Perlen hängen blieb, die irgendwann einmal gegläntzt haben mussten, jetzt aber matt und vom Alter vergilbt von der Unterseite eines Stofftaschentuchs hervorlugten. Es war mit den Initialen A. F. bestickt. Nein, es waren zwei Teile, die aneinanderhingen, erkannte Maggie jetzt. Das Monogramm-Taschentuch hatte sich an den scharfen Kanten einiger verstaubter Pailletten verhakt. Sie musste niesen.

Sie warf das Taschentuch auf den Retten-Stapel und rückte ihren Stuhl näher an den Tisch, um das perlenbestickte Stück genauer zu betrachten. Sie zog sich die Schreibtischlampe heran, glättete vorsichtig die starren Falten und zupfte den Stoff in Form. Etwas regte sich in Maggies Brust, ihr Herz schlug schneller, und sie richtete sich auf, um den Gegenstand genauer zu untersuchen. Der Anordnung der Steine und dem Material nach zu urteilen, schien es entweder viktorianisch oder edwardisch zu sein. Selbst in seinem schäbigen Zustand wirkte es auf eine düstere Weise verführerisch.

»Was könntest du sein?«, murmelte sie vor sich hin.

War es ein Kragen, eine Krone oder womöglich der Gürtel einer Frau mit Wespentaille? Sie wusste es nicht. Das Objekt

funkelte stumm vor sich hin, als wollte es seine Geheimnisse für sich behalten. *Faszinierend*, dachte Maggie. Eigentlich sollte sie sich auf den Heimweg machen, doch sie konnte nicht aufhören, es anzusehen, wie um es durch bloße Willenskraft dazu zu bringen, mehr von sich preiszugeben ... *Komm schon, erzähl mir etwas über dich ...*, dachte sie und wartete ab. Doch dann schalt sie sich; das war jetzt wirklich albern. Aber irgendwie wirkte das Ding ... beinahe lebendig.

Endlich riss sie den Blick von dem Stück los, steckte es in einen Ziploc-Beutel und verstaute ihn in den Tiefen ihrer Umhängetasche. *Ich spiele später mit dir*, dachte sie.

Sie klemmte sich den Laptop und ein paar Akten unter den Arm, nahm Tasche und Mantel und schaltete mit einem unterschiedenen *Klick* das Licht aus.

## ZWEITES KAPITEL

*Aimée: Normandie 1891*

»Nein, Aimée, es ist zu kalt. Du holst dir den Tod, denk doch an deine Lunge. Für eine solche Reise bist du noch zu empfindlich.« Ihr Vater wickelte sich in den groben grauen Paletot, den er stets trug, wenn er in die Stadt fuhr. Die gewachsenen Schnurrbarthaare an seinen Mundwinkeln zuckten – Aimée sah ihm an, dass er es nicht erwarten konnte, aus dem Haus zu kommen.

»Außerdem hast du doch noch dein spezielles Projekt«, sagte er und tätschelte ihr die Wange. Er meinte das Nähen, anscheinend der einzige Zeitvertreib, den er bei ihr billigte. »Faustine sagt, es sei noch nicht fertig, und dir bleibt nicht mehr viel Zeit.« Es ging um den Kragen, den sie an Mamans Hochzeitskleid nähen sollte, der krönende Abschluss für ihre Aussteuer. Schon morgen sollte die Feier stattfinden. »Bleib lieber in deinem Gemach, mein Kind, dort ist es wärmer.«

»Ja, Vater.« Aimée hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt, damit er ihre abgekauten Fingernägel nicht sah – sie wusste, wie sehr er das verabscheute.

Gaston hielt ihm die schwere Tür auf, und ein Schauer überlief Aimée, als sie sich gegen den kalten Windstoß wappnete. Ohne ein weiteres Wort ließ Vater sie stehen und ging die Stein-  
treppe hinunter, vor der eine Kutsche wartete. Die Tür schlug

hinter ihm zu, und Aimée stand in der zugigen Eingangshalle und verfluchte ihre Sanftmut. Noch immer konnte sie Gastons Blick spüren. Ihre Wangen brannten, als sie an seine Augen dachte und daran, dass er mitangesehen hatte, wie gönnerhaft Vater ihr die Wange getätschelt hatte. Von der Atemwegsinfektion, die sie sich letzten Winter zugezogen hatte, merkte sie so gut wie nichts mehr. Es war nur eine seiner Ausreden, um sie unter Kontrolle zu haben. Über seine Schulter hinweg hatte sie durch die offene Tür ein Stück von der Welt da draußen gesehen – raureifbedeckte Felder und einen frischen, klaren Morgenhimmel. Es war ein herrlicher Tag, und die Enttäuschung darüber, im Haus festzusitzen, trieb ihr beinahe die Tränen in die Augen.

Aimée kehrte der Tür den Rücken, fing in einem seltenen Moment der Kühnheit Gastons Blick auf und glaubte in seinem angedeuteten Lächeln etwas Komplizenhaftes zu sehen. Einen Moment lang blieb sie so stehen, ehe sie den Kopf senkte. Auf dem Weg zur Treppe fiel ihr Blick auf den verschnörkelten Flurspiegel. *Wie eine Vogelscheuche*, dachte sie und warf ihrem Spiegelbild einen finsternen Blick zu, der eigentlich ihrem Vater galt.

Seufzend raffte sie ihre Röcke und stieg die Steintreppe hinauf. Aber vermutlich hatte Vater recht – es gab noch so viel zu tun.



In ihrem Privatgemach, wo ein Feuer im Kamin knisterte, musste sich Aimée sehr überwinden, mit der Arbeit anzufangen. Es wäre leichter gewesen, wenn sie sich jemandem hätte

anvertrauen können. Aber wie hätte sie je Freundschaften knüpfen sollen?

*Selbst Faustine ist Vaters Handlangerin*, dachte sie, als das hübsche, junge Dienstmädchen ein Tablett mit heißer Schokolade und Madeleines auf einen Beistelltisch stellte und dann lautlos die Tür hinter sich schloss. Für einen Moment wurde Aimée von Eifersucht auf ihre Zofe erfasst. Auf ihre Freiheit, ihre wilden roten Locken und die Sommersprossen, mit denen sie so viel jünger und frischer aussah, als Aimée sich fühlte.

Vielleicht würden sich die Dinge mit der Heirat ändern. Hoffnung flackerte in ihrer Brust auf, wurde aber sogleich von düsteren Gedanken erstickt ... Es sei denn, Bernard war genauso wie ihr Vater. Und warum sollte er anders sein? Aimée ermahnte sich streng, sich zusammenzureißen, und nahm den Kragen zur Hand. *Wenn ich weiter so denke*, sagte sie sich, *werde ich noch verrückt*.

Sie stach sich an der Nadel, saugte das Blut aus dem brennenden Stich an ihrem Finger und sah, dass ein kleiner Tropfen auf den Stoff gefallen war.

»Auch das noch«, murmelte sie vor sich hin. Heiße Wut brodelte in ihr. Sie wurde auf dem Gut fast wie eine Gefangene gehalten und stand die meiste Zeit unter Spannung wie eine zusammengepresste Sprungfeder. Sie sehnte sich danach, aus dem Haus zu kommen. Aber irgendwie besaß die Bestimmtheit ihres Vaters – sein unnahbarer, kontrollierender Charakter, der sich hinter der Maske der Fürsorge verbarg – stets die Macht, sie zum Nachgeben zu bewegen. Er zerstreute ihre Entschlossenheit so leicht wie Löwenzahnsamen im Wind. Wenn Vater etwas verkündete, hätte es genauso gut in Stein gemeißelt

sein können. Und als er gesagt hatte: »Bernard Montfort hat um deine Hand angehalten, und ich habe in deinem Namen akzeptiert«, war das Rauschen in ihren Ohren so laut geworden, dass es den Klang seiner Stimme übertönt hatte.

»Eure Vereinigung ist die beste Lösung für unsere ... Probleme«, fuhr Vater fort. »Und Bernard profitiert von unserem angesehenen Namen. Er ist selbst nicht von vornehmer Abstammung, ist aber mit knapp über vierzig schon zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen. Du sollst in dem Luxus leben, den einst alle de la Coursignons genossen haben. Du, mein Kind, wirst dieses Anwesen retten.«

Unartikulierte Laute kamen aus ihrem Mund, während sie fieberhaft nach Worten suchte. Erst als Vater die Stirn runzelte, begriff sie, dass sie nichts Verständliches herausgebracht hatte. Sie versuchte es erneut.

»Danke, Vater«, hatte sie gesagt, und aller Mut hatte sie verlassen.

Die Sonne sank tiefer und warf ihr Licht durch die Erkerfenster, Wolken jagten über den Himmel. Faustine kam und ging, brachte mittags ein Tablett mit Essen und einige Zeit später den Nachmittagstee. Aimée arbeitete unablässig, und als Faustine das Zimmer schließlich mit den letzten unberührten Tellern verließ, war sie beinahe fertig. Ihr Kopf schmerzte, und ihre rechte Schulter war stark verspannt. Ihr wurde bewusst, dass sie sich fast den ganzen Tag über ihre Näharbeit gebeugt hatte. Das Licht in ihrem Gemach war geschwunden, und der Himmel hinter dem Fenster hatte die hellviolette Farbe eines frischen Blutergusses angenommen.

Aimée sehnte sich danach, hinauszugehen und tief die kalte Luft einzuatmen. Fast konnte sie spüren, wie der böige Wind

über ihre Haut blies, wenn sie über das Feld galoppierte. Aber ihre Chancen, heute noch auszureiten, standen schlecht. *Vielleicht kann ich es nie wieder tun*, dachte sie, und plötzlich war ihr trostlos zumute. *Wenn Bernard es nicht erlaubt*.

Wenn Aimée an ihren zukünftigen Ehemann Bernard dachte, spürte sie nichts außer einem Zittern ganz tief in ihrem Inneren, als hätte jemand die Saiten eines Instruments angeschlagen, um es zu stimmen. Sie versuchte, die Empfindung festzuhalten, bevor sie sich wieder verflüchtigte. Bernards ernstes Gesicht weckte eine tief sitzende, versteinerte Angst in ihr, aber auch noch etwas anderes, das sie nicht ganz zu fassen bekam ... Bisher waren sie sich erst wenige Male begegnet: einmal, als er mit Vater aufs Château gekommen und ihr vorgestellt worden war, dann bei einem unerträglich langweiligen Essen, zu dem Vater eingeladen hatte, und zum dritten Mal erst gestern, als er sie allein hatte sprechen wollen. Schweigend waren sie nebeneinander durch die pappelgesäumte Auffahrt spaziert und unterwegs Gaston begegnet, der mit der Post aus der Stadt zurückkam. Einen Moment lang trafen sich ihre Blicke, und Aimée spürte die gleiche unwillkürliche Reaktion wie immer: Sie wurde rot, und ihr stockte der Atem. Gaston war erst seit Kurzem auf dem Château, aber Aimée hatte sich vom ersten Tag an unwiderstehlich von ihm angezogen gefühlt wie von einem dunklen Stern.

Für einen Moment schloss sie die Augen und sah wieder das kleine Stück olivfarbene Haut an der Stelle, wo seine dunklen Locken auf den gestärkten weißen Kragen fielen. Wie sehr sie sich danach sehnte, diese Stelle freizulegen und mit einer verstohlenen, katzenhaften Zunge zu erobern. Im Vorbeigehen nahm sie seinen Geruch wahr, eine Mischung aus Schweiß und



Wollwachs und einem schweren, undefinierbar würzigen Duft, der tief in ihre Seele drang.

»Ist das nicht der neue Diener deines Vaters?« Bernard warf einen Blick über die Schulter.

»Gaston«, sagte Aimée, und der Name lag ihr noch eine Weile auf der Zunge.

»Dein Vater hält große Stücke auf ihn«, sagte Bernard. »Besonders auf seine Diskretion.«

Verlegen ließ Aimée ihren Handschuh zu Boden fallen, und beide sahen ihn einen Augenblick lang nur an. Als sich Bernard bückte, um den Handschuh aufzuheben, fiel ihr Blick auf die rötliche, gegerbte Haut an seinem Nacken – das Ergebnis vieler Jahre unter der unerbittlichen Sonne auf See – und wieder, sie spürte ihn mehr, als dass sie ihn hörte, war da dieser eine, beharrliche Ton, der in ihrem Inneren angeschlagen wurde und immer drängender klang. Bernard richtete sich auf, gab ihr den Handschuh und sah ihr dabei in die Augen. Aimée senkte den Blick auf seine Hand – groß, mit kräftigen Knöcheln – und hatte plötzlich eine Vision von ihrer Hochzeitsnacht. Doch es waren nicht Bernards Hände, sondern die langen schlanken Finger Gastons, die sie unter den steifen Laken streichelten und ihr Nachthemd anhoben ... Ein leichtes Zittern überlief sie, ohne dass sie hätte sagen können, ob vor Aufregung oder Abscheu. Bernard hatte den Blick abgewandt.

Als Leutnant bei der Handelsmarine hatte er den Großteil seines Lebens auf Schiffen verbracht. Warum er bisher nie verheiratet gewesen war, wusste Aimée nicht. Sie mochte zwar naiv sein, aber selbst sie kannte die Geschichten, die man sich von Seeleuten erzählte. Allerdings hätte man ihr die gleiche Frage stellen können. Nach den Maßstäben der meisten Men-

schen war Aimée mit siebenundzwanzig zu alt zum Heiraten. Uralt. Sie wusste, dass diese Hochzeit ein Glücksfall für sie war. Sie hatte Faustine mit den anderen Dienstmädchen über sie reden hören, war aber hastig davongelaufen, weil sie das falsche Mitleid nicht ertragen konnte.

Sie wandte den Blick vom Fenster ab, betrachtete den Kragen und stellte fest, dass er beinahe fertig war. Sie nahm ihn wieder auf und nähte einige winzige Samenperlen an. Und schließlich die letzte. Flink machte sie einen festen Knoten in den lose herabhängenden Faden und schnitt das überstehende Ende mit einer kleinen Stickschere ab.

Fertig.

Beim Aufstehen spürte sie die Taubheit in ihren Beinen. Sie machte einen Buckel wie die streunende schwarze Katze, die sich immer in der Küche herumtrieb und maunzend um Essensreste bettelte, bis sie fortgejagt wurde. Einige Augenblicke lang blieb sie in dieser gebückten Haltung stehen und versuchte die Schmerzen aus der Schulter zu vertreiben, indem sie sich mit jedem Ausatmen weiter dehnte. Dann schüttelte sie sich wie ein wildes, freies Tier und griff wieder nach dem verzierten Kragen mit seinen schimmernden Perlen. Sie trat vor den massiven vergoldeten Spiegel über dem Kaminsims und hielt sich die Handarbeit an den Hals. Als sie den Kopf von einer Seite zur anderen drehte, glänzte und funkelte der Kragen im Licht. Ursprünglich hatte sie sich eine Art perlenbesetzte Halskrause vorgestellt, ein glitzerndes Zierstück, das sie anstelle von edlem Schmuck tragen konnte. Nachdem Aimées Mutter gestorben war, hatte ihr Vater ihren gesamten Schmuck für sich behalten. Aimée hatte keine Ahnung, was er damit gemacht hatte, ihr jedenfalls hatte er nichts davon angeboten, nicht einmal zu ihrer

Verlobung. Weder die Ringe noch die Halsketten oder Armreifen, nicht einmal das Medaillon mit Mamans geflochtener Haarsträhne.

Doch im späten Nachmittagslicht wirkte der Kragen irgendwie anders, als sie ihn sich vorgestellt hatte. Während sie ihn mit halb geschlossenen Lidern betrachtete, kam er ihr eher wie eine Spange oder Falle vor, wie Zähne, die nach ihrem Hals schnappten, um sie zu ersticken. Gleichzeitig war er spektakulär – ihre beste Arbeit bisher. Bei jeder Bewegung reflektierten die Pailletten und Perlen Splitter aus Licht, das sanft auf die perlmuttfarbene Oberfläche fiel. Der Kragen schimmerte vor ihrer blassen Haut und schien sie von innen zum Leuchten zu bringen.

*Es ist wunderschön, dachte sie. Was mehr ist, als man von mir behaupten kann.*

Plötzlich überkam sie das Gefühl, der Kragen würde sie mit seinem Gewicht erdrücken, und sie legte ihn auf das Kaminsims, um stattdessen ihr eigenes Spiegelbild zu begutachten: die spitze Nase über den schmalen Lippen und die vorstehenden Knochen unter dem Mieder. Zum Glück hatte sie wenigstens reine Haut, wenn auch ein wenig blässlich. Gänzlich unscheinbar, dachte sie. *Bis auf die Augen. Gewiss das Beste an mir – nicht ganz so hübsch wie Mamans, aber die gleiche Mandelform. Man nannte sie nicht umsonst Amandine ...*

Aimée erinnerte sich an Mamans Blick, an ihre hypnotischen Augen, aber ihre ganze Schönheit, ihre rußschwarzen Haare, waren aus ihren Erinnerungen verschwunden, waren nur noch ein flackernder Schatten am Rande ihres Bewusstseins. Ihre Erinnerungen an Maman waren verblasst, seit Vater das Porträt in der Eingangshalle abgehängt hatte. Ob er es ver-

nichtet hatte? Aimée wagte nie, danach zu fragen, obwohl sie es so gern in ihrem eigenen Zimmer aufgehängt hätte. Als Maman starb, war sie fünf gewesen, alt genug, um sich an sie zu erinnern, aber zu jung, um es zu verstehen. Sie hatte die Endgültigkeit des Todes nicht begreifen können und Nounou immerzu gefragt, wann ihre Mutter wieder nach Hause kommen würde.

Der altbekannte Schmerz schnürte ihr die Brust zu. Wie anders wäre alles gekommen, wenn Maman noch am Leben wäre? Welchen Rat würde sie ihr für die Ehe geben? Niemals würde sie Aimée als erwachsene Frau sehen und nie erfahren, wie es war, ihre Enkelkinder auf dem Arm zu halten. Aimée schloss die Augen, um die Tränen zurückzuhalten.

*Ich mag zwar unscheinbar sein*, dachte sie, nahm den Kragen wieder auf und kehrte dem Spiegel den Rücken zu, *aber ich bin geschickt mit Nadel und Faden und in vielerlei Hinsicht gescheiter, als die anderen glauben*. Genau wie Maman. Nounou, die gute alte Nounou, die schon Mamans Kinderfrau gewesen war, hatte ihr die Geschichten über ihre Mutter erzählt: dass sie viele Verhehrer gehabt hatte und dennoch unter allen Männern, die ihr den Hof gemacht hatten, Vater ausgewählt hatte. Weil sie seinen scharfen Verstand bewundert habe, hatte Nounou gesagt und dabei traurig den Kopf geschüttelt.

Zu gern hätte Aimée mehr über ihre Eltern erfahren, darüber, wie sie in ihrer Jugend gewesen waren, doch Nounou war schon seit vielen Jahren nicht mehr da. Sie war fortgegangen, als Aimée dreizehn gewesen war, und hatte sie allein der Obhut ihres Vaters überlassen. Der Verlust war ein harter Schlag für sie gewesen, zum zweiten Mal verlor sie ein Elternteil: erst Maman, dann Nounou. Noch nie zuvor hatte sie eine solche Leere

empfunden. Damals hatte sie geglaubt, Nounou hätte sie nie geliebt – wie sonst hätte sie Aimée verlassen können? Vater wollte nie darüber sprechen, über keine der beiden Frauen, und Aimée hatte in seinem Blick gesehen, wie sehr ihn ihre Tränen ängstigten.

Während es in ihrem Zimmer nun dunkler wurde, dachte Aimée an die vielen Stunden, die sie mit Näharbeiten verbracht hatte. »Die einzig angemessene Beschäftigung für eine junge Dame deines Standes«, hatte Vater stets gesagt und anerkennend genickt, wenn er sie bei der Arbeit sah. Nur dass es bei Aimée anders war. Von den wenigen Besuchen, die Vater ihr gestattet hatte, wusste sie, dass die meisten Frauen zum Nähen in wohlriechenden Grüppchen zusammensaßen, tratschten und lachten und Vertraulichkeiten so selbstverständlich austauschten wie Nähgarne. Aimée hingegen blieb stets für sich und perfektionierte ihre Fertigkeiten in vollkommener Stille, wie in einem Grab.

Sie betrachtete den Kragen, der jetzt so bedeutungsschwer in ihren Händen lag. Seine aufwendigen Verzierungen – Tausende Perlen, Glassteine und tropfenförmige Samenperlen in Silbertönen waren zu einem filigranen, wiederkehrenden Lilienmuster gearbeitet. Auch Pailletten waren darunter, winzige kreisrunde Plättchen in schimmernden Farben. Die Arbeit hatte länger gedauert, als sie erwartet hatte. Sie wusste selbst nicht genau, warum sie sich auf ein so anspruchsvolles Projekt eingelassen hatte. Vielleicht, weil ihre Hochzeit unmittelbar bevorstand, sobald es vollendet war. Wenn sie doch nur die Macht besäße, das Unausweichliche hinauszuzögern.

Aber es gab kein Entrinnen. Morgen um diese Zeit würde sie die Braut sein und das einzige Zuhause verlassen, das sie je ge-

kannt hatte. Sie wusste nicht, was ihr größere Angst machte: das Château zu verlassen – einen Ort, den sie sowohl liebte als auch hasste, wo sie jedes Zimmer, jede knarrende Stufe und jeden staubigen Korridor kannte – oder der Schritt ins Unbekannte mit einem Mann, den sie nur wenige Male gesehen hatte.

Aimée dachte an den Tag zurück, an dem sie mit der Arbeit am Kragen begonnen hatte. Es war der Tag, an dem Vater ihr von Bernards Antrag erzählt hatte. In dem alten Zedernholzschränk in Mamans staubigem, unberührtem Ankleidezimmer fand Aimée das Seidendamast-Hochzeitskleid ihrer Mutter. Das Spitzenkorsett zwischen den vielen Lavendelsäckchen fühlte sich eigentümlich warm an. Es gab keinen Grund, den Schneider zu bestellen – sie hatte die gleiche Größe wie ihre Mutter mit neunzehn, und für ein neues Kleid fehlte ohnehin das Geld. Abgesehen von einem Fleck am Kragen war es perfekt. Aimée schnupperte daran und bemerkte unter dem Lavendelduft einen schwachen, säuerlichen Geruch, der ihr seltsam bekannt vorkam. Sie drückte das Kleid an sich und atmete tief den Geruch ihrer Mutter ein.

Wieder in ihrem Zimmer, hatte Aimée die kleinen, festen Stiche mit einem Metallhäkchen aufgetrennt und den steif gewordenen, fleckigen Chiffonkragen vom Kleid entfernt. Sie überlegte, dass ihre Mutter irgendwann in ihrem Zimmer gesessen haben musste, um dieses Kleid zu nähen, genau wie sie jetzt. *Was mag sie damals gedacht haben?*, überlegte Aimée. *Hat sie sich auf die Hochzeit gefreut, oder war sie genauso nervös wie ich? Hätte sie gewollt, dass ich Bernard wegen seines Geldes heirate?* Sie legte den Kragen auf das fein gewebte Leinen, nahm die schwere Messingschere und schnitt einen passenden breiten Leinenstreifen

zurecht. Der neue Kragen würde anders sein als das Original, er sollte alle Hochzeitsgäste blenden – Vater plante eine große Feier, um ein Zeichen zu setzen, dass sich die Geschicke der Familie wieder zum Guten gewendet hatten. Der Kragen sollte ihr Stolz und Kraft verleihen und ihre Angst verbergen.

Als die Form des Kragens fertig war – ein geschwungenes Band, etwas weiter als ihr schlanker Hals – nahm Aimée ein Blatt Transparentpapier und zeichnete ein Muster auf das Gewebe. Hin und wieder korrigierte sie einen Fehler und übertrug neue Linien auf den Stoff, bis der Abdruck tief genug war. Dann entfernte sie das Papier, um das Muster mit der feinen Feder Spitze auszufüllen. Aimée beobachtete, wie der Stoff die indigoblau Tinte aufzog, und spürte vor Aufregung ein leichtes Zittern. Während sie in ihrem Nähkästchen aus poliertem Holz die winzigste von allen Perlen suchte, stellte sie sich vor, wie sich die Spitzen des Motivs in den Hals eines jungen Mädchens bohrten und ein rubinrotes Collier aus Einstichen hinterließen. Bildete sie sich das ein, oder war es wirklich beunruhigend? Die Texte von *Histoires ou contes du temps passé* kamen ihr in den Sinn, darunter auch die Geschichte über einen anderen gefürchteten Ehemann: Blaubart, der hässliche Bretonen-König. Wieder spürte sie ein aufgeregtes Kribbeln.

Nach dem Tod ihrer Mutter hatte Aimée eine Sammlung ledergebundener Bücher geerbt – französische Märchen, Mamans Lieblingslektüre. Vater hatte sie naserümpfend als »Schund« abgetan, aber Nounou hatte sie dennoch ins Kinderzimmer hinaufgebracht. Seit die Gouvernante ihr das Lesen beigebracht hatte, suchte Aimée Trost in den kunstvoll erzählten Geschichten von Königreichen, Prinzessinnen und Zauberei, durch die sie sich Maman irgendwie näher fühlte. In diesen

Märchen war kaum etwas so, wie es schien, und gerade das mochte sie so daran. Es war so ganz anders als die Langeweile und trostlose Vorhersehbarkeit ihres eigenen Lebens auf dem Château. Die grotesken und seltsam erregenden Details dieser Geschichten allerdings schienen der Aufmerksamkeit ihres Vaters entgangen zu sein, und darüber war Aimée froh. Davon abgesehen achtete er strikt darauf, was sie lesen durfte. Der Zutritt zu seiner – stets sorgsam verschlossenen – Bibliothek war ihr streng verboten. Wahrscheinlich fand er, dass sich Bildung für ein Mädchen nicht lohnte, zumal wenn es so linkisch und unscheinbar war wie sie.

Als sie so dastand und den Schmuckkragen in den Händen wog, dachte sie daran, wie unglaublich viel Arbeit darin steckte, wie viele Stunden sie darauf verwendet hatte. Tatsächlich empfand sie eine gewisse Erleichterung, dass er fertig war. Sie öffnete ein geheimes Fach in ihrem Nähkästchen, bettete den Kragen auf das burgunderrote Samtkissen darin und schloss das Fach behutsam. Jetzt musste sie ihn nur noch an Mamans Kleid nähen, dann war ihr Hochzeitskleid komplett. Sie würde Faustine bitten, es ihr zu bringen. Als Aimée das Fach wieder öffnete, hatte sie das Gefühl, den Kragen überrascht zu haben. Im schwachen Licht sahen die dunklen, quecksilbrig glänzenden Perlen irgendwie anders aus, fast böse. Doch dann schien er sich vor ihren Augen zusammenzureißen, schimmerte freundlich und war wieder die reine Schönheit.

Ein eigenartiges Gefühl ergriff von Aimée Besitz, und sie schlug das Geheimfach hastig zu. Das war ja wie in einem von Mamans Büchern. Für einen Augenblick ging die Fantasie mit ihr durch, ein ängstlicher Schauer überlief sie. Sie sank in ihren



Stuhl zurück und rief sich zur Vernunft – das war doch Unsinn! Sie tastete nach dem Buch unter ihrem Kissen. Das nämlich war die wahre Gefahr: ein Gedichtband von Christina Rossetti, den sie aus Vaters Bibliothek entwendet und letzte Woche nicht zurückgebracht hatte. Sie hatte es nicht wieder hergeben wollen, weil sie es mehr als alle anderen liebte. Das Buch war wie ein Rausch, Aimée war völlig hingerissen davon, wusste aber, dass es dumm war, es so lange zu behalten.

Maman hatte eine Vorliebe für alles Englische gehabt, hatte Nounou gesagt. Die Sprache, die Mode, die Poesie. Dann musste das schmale Bändchen doch sicher ihr gehört haben, oder? Anders ließ sich nicht erklären, wie es in Vaters Besitz gekommen sein sollte. Doch von allen Büchern in seiner Bibliothek war dies Aimées größtes Geheimnis. Sie wusste, warum Vater es ihr nicht zusammen mit den anderen Märchenbüchern gegeben hatte: Die Leidenschaft, die in diesen Seiten steckte, war so offensichtlich – und so unschicklich für eine Frau in ihrer gesellschaftlichen Stellung. Vater hatte stets gesagt: »Liebe ist eine vergeudete Emotion, Aimée. Pflicht und Ehre, darauf kommt es an.« Was für Aimée die Frage aufwarf, warum er ihre Mutter damals geheiratet hatte. Diese Ehe hatte ganz unverkennbar auf Leidenschaft basiert, nicht auf Zweckmäßigkeit.

Während sie aus dem Fenster zum dämmrigen Himmel hinaufblickte, überkam sie aufs Neue der Gedanke, dass dieses Château morgen um diese Zeit nicht mehr ihr Zuhause sein würde. Sie würde von hier fortgehen, wahrscheinlich für immer. *Mein Heim, mein Gefängnis*, dachte sie, betrachtete das Buch in ihren Händen und fragte sich, wie Bernards Haus aussehen mochte. Sie hatte nicht einmal gefragt, wo er wohnte. Besaß er

auch eine Bibliothek? Und würde er sie hinaus in die Welt lassen? Würde er ihr erlauben zu lesen?

Aimée dachte an die vielen Male zurück, die sie sich mit dem gestohlenen Schlüssel in die Bibliothek gewagt hatte – Vaters weitläufige Kammer mit ihren hohen Decken. Lautlos hatte sie sich auf Strümpfen hineingeschlichen, hatte Bücher an ihren Platz in den Regalen zurückgestellt und immer darauf geachtet, die Buchrücken so umzustellen, dass keine Lücken entstanden. Von den Bediensteten hatte nur Gaston die Erlaubnis, die Bibliothek zu betreten, doch weder er noch Vater schienen Aimées verbotene Besuche bemerkt zu haben. Sie war sehr, sehr vorsichtig. Einmal, sie war gerade dreizehn gewesen, hatte Vater mitbekommen, wie sie sich im Gang vor der Bibliothek herumgedrückt hatte. Außer sich vor Wut hatte er sie zurück in ihre Gemächer geschickt.

»Wissen ist gefährlich, Aimée«, hatte er gebrüllt, und seine Hände hatten gezittert, als er voller Wucht die Tür zugeschlagen hatte. Seine nächsten Worte waren gedämpft durch die geschlossene Tür gedrungen: »Ich kann nicht zulassen, dass du genauso vergiftet wirst wie deine Mutter.«

Und dennoch war Aimée immer wieder an diesen Ort des Wissens gekommen, mehrmals pro Woche, und auch noch lange, nachdem der herrliche Nervenkitzel, ihren Vater zu überlisten, seinen Reiz verloren hatte. Die Bücher der Bibliothek zu verschlingen, war für sie lebensnotwendig geworden: ein Mittel, um der geisttötenden Langeweile zu entfliehen, die sie mehr und mehr zu ersticken drohte, während Vater im Laufe der Jahre immer strenger wurde. Schon als Kind hatte sie entdeckt, wo der Schlüssel zur Bibliothek aufbewahrt wurde, und festgestellt, dass es gar nicht so schwierig war, ihn hin und

wieder auszuborgen. Er hing in einer Vitrine, die gleich neben der Gewehrsammlung ihres Vaters an der Wand stand, und es kostete nur einen Augenblick, ihn vom Haken zu nehmen, in ihrer Rocktasche verschwinden zu lassen und weiterzugehen. Fast jede Woche nahm sie den kleinen Eisenschlüssel an sich und brachte ihn stets wieder an seinen Platz zurück, bevor jemand sein Fehlen bemerkte. Doch auch wenn sie mit der Zeit mutiger wurde, hatte sie noch immer große Angst, erwischt zu werden.

Im Laufe der Jahre hatte sie sich gefragt, ob es Vater eigentlich auffiel, dass sie sich ohne sein Wissen und seine Einwilligung bildete. Ihre Gouvernante hatte ihr Lesen, Schreiben und ein bisschen Rechnen beigebracht, doch der Unterricht war mit Aimées zwölftem Geburtstag beendet worden. »Was braucht ein Mädchen mehr zu wissen?«, war die rhetorische Frage ihres Vaters gewesen, als er der altjüngferlichen Gouvernante die Stellung aufgekündigt hatte. Aimée hatte das Gespräch belauscht, das Ohr fest an die Tür gedrückt.

Und so kam es, dass sie sich an jenem Tag mit dreizehn, nicht lange nach Nounous Abschied, vor der Bibliothek wiedergefunden hatte. Die Neugier wollte sie schier umbringen, sie war mit den Jahren immer größer geworden und hatte schleichend um sich gegriffen. Anfangs hatte Aimée nur zögerlich erste Blicke in die dicken Wälzer über Geschichte und Wissenschaft geworfen und Dinge, die sie nicht verstand, einfach übersprungen. Doch sie las weiter und arbeitete sich durch die Texte über Medizin, Kunst und Philosophie – buchstäblich durch alles, was ihr in die Hände fiel. Ihr Wissensdurst war unstillbar. Wenn sie mit einem Satz oder einem Begriff Schwierigkeiten hatte, gab sie nicht auf, bis sie herausgefunden hatte,

was er bedeutete. Doch schon bald sah Vater sie bei ihren vorsichtigen Fragen so seltsam an, dass sie lernte, ihre Zunge zu hüten.

Irgendwann entdeckte Aimée in Vaters Bibliothek Bücher, bei denen sie gar nicht glauben konnte, dass sie dort standen, und kehrte immer wieder zu ihnen zurück. Eines davon war der Band von Rossetti – auf den sie erst vor wenigen Monaten gestoßen war. An den Wänden der Bibliothek standen lange Leitern, die in gut geölten, umlaufenden Schienen hingen. Auf einer der obersten Sprossen balancierend, zog Aimée das in rotes Leder gebundene Buch hervor, das hoch oben auf einem staubigen Regalbrett hinter andern Bänden versteckt war. Aus den erhabenen, fast vollständig abgewetzten Buchstaben konnte sie nur den englischen Titel entziffern: *Goblin Market and Other Poems*. Beim Anblick der Titelillustration – zwei Frauen, die einander in den Armen lagen – hätte sie beinahe den Halt auf der Leiter verloren. Eine Mischung aus Aufregung und Vorahnung ließ ihren Atem schneller gehen.

Viele Wochen lang gingen ihr die Illustrationen nicht mehr aus dem Sinn. Während sie die Worte langsam ins Französische übersetzte, wühlte die Geschichte von verbotenen Früchten sie immer mehr auf. Das Schicksal von Laura und Lizzie – der beiden Schwestern, von denen das Gedicht handelte – und ihre Begegnung mit bössartigen Goblins gingen ihr unablässig durch den Kopf. Was für eine Versuchung. Etwas Ruhe fand sie in ihren Näharbeiten, doch während der Tag ihrer Hochzeit immer näher rückte, ertappte sie sich oft dabei, dass sie bei der Arbeit an ihrem Kragen Rossettis Verse vor sich hinhimmelte und ihre Stiche dem eindringlichen Rhythmus des Gedichts folgten. Sie stickte ihr ganzes unerfülltes Begehren und all ihre

Ängste hinein. »Kommt herbei, kommt herbei, kommt herbei«, flüsterte sie vor sich hin, und wenn sie den Faden abbiss, stellte sie sich vor, sie würde in die verbotenen Früchte beißen, die jene garstigen Kreaturen ihr feilboten. Dabei schwebte die ganze Zeit Gastons dunkles, undurchschaubares Gesicht am Rande ihres Bewusstseins, und ihr Atem ging flacher und schneller.

Während sie die schimmernden Perlen in akkurat, scharfkantigen Schichten aufnähte, erinnerten die verschnörkelten Elemente des Musters sie an die beiden ineinander verschlungenen Frauen, und mit der Zeit war der Kragen für sie nicht mehr nur ein Talisman gegen das Böse, sondern auch ein sündiges Geheimnis geworden. Als sie die Arbeit jetzt aufnahm, um über die schimmernden, spitzen Perlen zu streichen, lag der Stoff kühl und schwer auf ihrer Handfläche, vollgesogen mit Sehnsüchten, Tagträumen und Schuldgefühlen. Nach der Hochzeit, sagte sie sich, würde sie als Bernards Frau einen großen Haushalt mit viel Personal zu führen haben. Sie würde mehr Möglichkeiten haben, ihre Tage auszufüllen. Sie würde viel zu tun haben, hoffte sie. Wenn der Kragen fertig und sie verheiratet wäre, würde sie sich nicht mehr danach verzehren, dass Vaters Hausdiener von ihr Notiz nahm, und nicht mehr in Versuchung geraten, ihn zu berühren. Das jedenfalls hatte sie sich immer und immer wieder eingeredet.

Aber nun war der Kragen fertig, und ihre Sehnsucht war nur noch größer geworden.

Ihr schoss das Blut in die Wangen. In einer Hand hielt sie das Buch, die andere lag auf ihrer Brust und spürte das beharrliche Pochen ihres Herzens und das Pulsieren ihres Blutes. »Was sie noch nie zuvor gekostet«, flüsterte sie und ließ sich die sinnlichen Worte auf der Zunge zergehen.